



Gartenbau, Erdäpfelsetzen, Waldaufforsten: Zoe (vierte Klasse) hat noch viel vor sich in den nächsten acht Schuljahren

In Glückes Schmiede

Bei Pisa zeigen sie auf, die Matura schaffen sie locker. Was haben Waldorfschüler, was andere nicht haben?

Der Faktencheck startet im Bioladen. Gemeinsam mit befreundeten Kindergarteneltern fahre ich mit der Straßenbahn nach Wien-Mauer, um am Tag der offenen Türe die Schulooption Waldorf zu prüfen. Zu diesem Zeitpunkt haben wir die direkten Mitbewerber schon gesehen: die evangelische Privatschule, die öffentliche Volksschule im bürgerlichen Nachbarbezirk und den sympathischen, gut durchmischten städtischen Mehrstufenschulversuch ums Eck.

„Kinder brauchen Freiraum, um sich auszudrücken“, sagte dort der engagierte junge Lehrer und zeigte in die Ecke, wo ein paar Sessel im Kreis standen, daneben ein Stapel mit dünnen Blättern, auf denen ein paar Filzstifte lagen. „Wir malen, wie wir uns fühlen!“ Zwei einzelne Zeichnungen baumelten an einem Tixostreifen. „Also einsam und doch nicht allein“, interpretierte ich tapfer – und enttäuscht.

Ich bin Waldorfschülerin. Und das Ausmaß dieses biografischen Details wurde mir erst bewusst, als ich mich auf die Suche nach einer Schule für die eigenen Kinder machte.

Besuch im Bioladen also, der direkt am Schulgelände der Rudolf-Steiner-Schule in der Endresstraße 100 liegt. Faktencheck: Schulumfeld. Es folgt dieser Moment, in dem der Ladenbesitzer langsam, sehr langsam den biodynamischen Käse herunter-schneidet und währenddessen mit der Ruhe

eines tibetanischen Schäfers über Lieferprobleme der Demeter-Milch und der globalen Krise der Milchbauern erzählt, als ob Zeit keine Rolle spielte, während fünf Kunden hinter mir warten.

Ich atme durch. Der Geruch von saurer Milch. Vor 30 Jahren, als ich hier zur Schule ging, wurde die Rohmilch ungekühlt mit dem VW-Bus aus Kärnten transportiert, im Nachbarhaus in den Keller gestellt, bis meine Mutter, die immer vergaß, dass donnerstags die Rohmilch kam, sie zwei Tage später holte, wenn sie bereits dick geworden in den Glasflaschen vor sich hinstank.

Saure Milchsuppe und selbstgemachter Topfen am Wochenende, dicht gefolgt von gestrickten Pollundern und Gesundheitsschuhen heißen die Waldorf-Traumata meiner Kindheit. Meine Eltern damals: topmotivierte, systemkritische Achtundsechziger, die alles anders machen wollten als ihre spießigen Eltern. Die Schulkarriere meines Vaters auf dem Land mit Internat, Bettnäsen und Sitzenbleiben führte dazu, dass er letztlich Psychotherapeut wurde.

Meine Mutter sollte eine leistungsgetrimmte Wirtschaftswissenschaftlerin werden, aus Protest wurde sie Handarbeitslehrerin. Beide dachten zunächst, Waldorf sei so etwas wie Summerhill in England: antiautoritäre Erziehung, Kinderautonomie, Kommune und so weiter. Wir hatten ein Buch über Summerhill im Wohnzimmer stehen, da war ein glückliches, wildes Kind,

VERGANGENHEITS-
BEWÄLTIGUNG:
SASKIA SAUTNER-
SCHWAIGER

FOTO:
LUKAS BECK

das durchs Gras lief, verfilzte Haare, barfuß, das Buch stand neben den Bob-Dylan-Platten und Räucherstäbchen. Natürlich war Waldorf nicht Summerhill, auch vor 30 Jahren nicht. Aber im Jahr 1977 war Waldorf die einzige Alternativschule in Wien. Es gab sie – und das Regelschulsystem.

Im Schulhof draußen ist es kalt, die Luft ist klar. Ein riesiger Garten öffnet sich nach hinten, mit alten Bäumen und einem Baumhaus, Kinder jagen durchs Unterholz, klettern, verstecken sich zwischen kleinen Holzhütten, balgen sich im nassen Kies. Abseits steht ein Mann, er scheint die zuständige Pausenaufsicht zu sein.

„Eh cool“, sagt meine Kindergartenfreundin Sabine, „i find, die Kinder miassn außē.“ Die Minimalforderung der Niederösterreichin: „Wenn die Schulzeit den Kindern das Lernen nicht austreibt, das ist schon die halbe Miete.“ „Aber muss es eine Privatschule sein?“, zweifelt die andere Freundin. „Was machen die Kinder nach zwölf Jahren Waldorf, wenn sie dann nicht einmal mit der Matura abschließen? Jahrelang heile Welt, singen und Eurythmie – wie sollen sie sich nachher zurechtfinden, wenn sie nichts Richtiges lernen?“

Fast alle (rund 18 von 20) Absolventen der Rudolf-Steiner-Schule schließen in öffentlichen Partnerschulen oder mittels Ma-

Zur Person

Saskia Sautner-Schwaiger

ist Journalistin. Sie schrieb für Profil, News und Format, bevor sie in die Pressearbeit wechselte. Sie war Schülerin der Rudolf-Steiner-Schule in Wien-Mauer, ihre beiden Kinder sind es jetzt

Fortsetzung nächste Seite

Fortsetzung von Seite 35

turaschule mit Matura ab, ein Drittel davon mit ausgezeichnetem oder gutem Erfolg. Sie wechseln dafür in ein öffentliches Gymnasium, wo sie innerhalb von sechs Monaten bzw. innerhalb eines Jahres die Reifeprüfung absolvieren. Als neugierig, interessiert und unkonventionell beschreiben die Lehrer der Partnerschulen die Steiner-Schüler.

Waldorfschulen sind in Österreich seit vielen Jahren Pisa-getestet und liegen dort stabil im Mittelfeld. Zwei auffällige Ausreißer gibt es nach oben: In den Naturwissenschaften und bei der Problemlösungskompetenz, da liegen die Waldorfschüler deutlich über dem OECD- und Österreich-Schnitt.

Lange Zeit waren Waldorfschulen wenig erforscht, denn es schien unvergleichbar, was nach völlig anderen Regeln, nach einem ganz anderen System funktionierte.

Waldorf-Schulen arbeiten seit 100 Jahren nach einem Lehrplan, dessen Umriss ihr geistiger Gründer, der Österreicher Rudolf Steiner, 1919 vorgelegt hat. Damals wurde er vom Stuttgarter Großindustriellen Emil Molt, Chef der Zigarettenfabrik Waldorf-Astoria (daher der Name), gebeten, für die Kinder der 1000 Arbeiter eine Schule aufzubauen, die allen sozialen Schichten und Konfessionen offenstehen sollte. Drei Dinge waren Steiner wichtig: Koedukation, zwei Fremdsprachen und im Zentrum die Idee der Dreigliederung, wonach Kinder auf allen Sinnesebenen – Körper, Seele, Geist – gleichermaßen gefördert und gefördert werden sollen, um sich in ihrem Tempo zu freien, selbstbestimmten Menschen entwickeln zu können.

Ein revolutionärer Gedanke, der von Deutschland nach Wien getragen wurde, wo in zwei Bürgerwohnungen in Wien-Neubau dann auch für wenige Jahre eine Art Waldorfschule existierte. Schnitzen und Kupfertreiben am Gasherd waren damals schon Programm. Diese erste Wiener Schule wurde 1939 von den Nazis geschlossen und erst in den 1960er-Jahren wiederaufgebaut.

Heute gibt es weltweit 1056 Waldorfschulen von Armenien bis Ungarn, von Australien und Ägypten bis in die USA. Auch in Japan und China gibt es Schulen, die meisten freilich in Deutschland (232), viele auch in den Niederlanden (89), in Finnland (26). In Österreich gibt es mittlerweile 17 Schulen.

Die älteste ist die Rudolf-Steiner-Schule Wien-Mauer, deren Gebäude seit 1969



Zwei Zweitklässler beim Rangeln im Schulgarten

um einen symbolischen Wert von der Stadt Wien mit der Auflage verpachtet wird, die historische Bausubstanz zu erhalten.

Im Inneren entfaltet das Maurer Schloß die typische Waldorfästhetik, über Jahrzehnte quasi konserviert: handgeschnitzte Stiegegeländer, warme, verschwimmende Farbgebung der Wände, viel Holz und Selbstgemaltes. Als ob ich gestern hier in den Sommerferien noch Wände gestrichen hätte, finde ich mich in den verwinkelten Gängen zurecht. Ebenso auf der holzverkleideten Bühne, auf der wir im Alter von zwölf Jahren Mozarts „Zauberflöte“ gesungen und mit 18 Carl Zuckmayrs „Gesang im Feuerofen“ geprobt haben, Kulissen malten und probten.

Schauspieler Manuel Rubey, der auf dieser Bühne im „Käthchen von Heilbronn“ den Grafen vom Strahl schon in Zeiten des Stimmbruchs spielte, erinnert sich: „Wir waren wochenlang gefühlte 23 Stunden täglich in der Schule, Elmar Dick, der Deutschlehrer und Theaterregisseur, konnte über einzelne Sätze stundenlang philosophieren, natürlich wurde da ein Grundstein für meinen Beruf gelegt.“



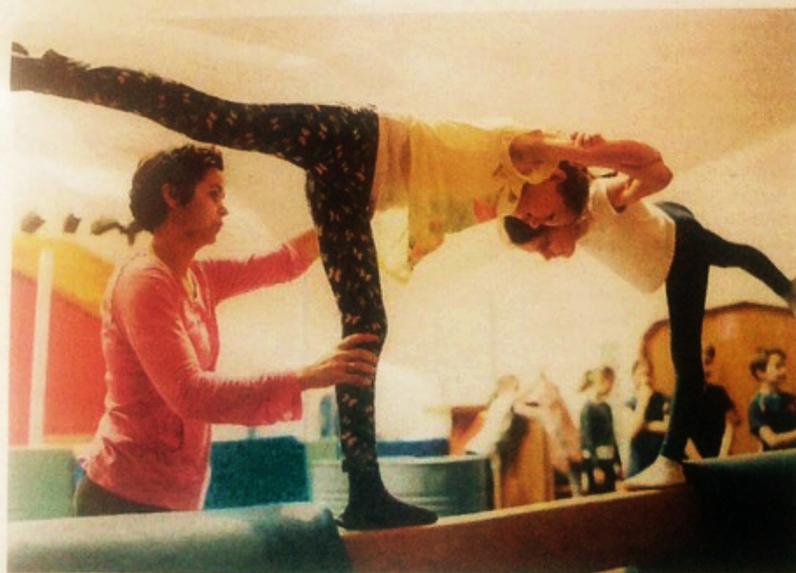
Maurer Schloß: Seit 50 Jahren Heimat der ältesten Waldorfschule Österreichs. Für einen Teilneubau wird gerade Geld gesammelt und Kunst versteigert

FOTOS: LUKAS BECK

„Es war für alles Zeit: Freundschaften schließen, streiten und wieder versöhnen“, erzählt Florian Khol. Heute ist er erfolgreicher Wirtschaftsanwalt, und sein Tag ist durchgetaktet bis spät in die Nacht. Was ihm geblieben ist aus der Schulzeit? „Ich profitiere enorm davon, dass Sprache in der Schule eine so große Bedeutung hatte. Das freie Sprechen und öffentliche Präsentieren ist heute wichtiger denn je.“

Verena Wetter, IT-Technikerin, erinnert sich an die vielen Berufspraktika in der Oberstufe: Feldvermessen, Forstpraktikum, Industriepraktikum – bei dem sie drei Wochen lang täglich am Fließband stand, um Kugellager zu montieren, „da wusste ich, warum ich Matura machen will“. Auch das Sozialpraktikum, bei dem wir als 17-Jährige täglich acht Stunden lang todkranke Frauen füttern, waschen und wickeln mussten, war einprägsam und für manche berufsentscheidend.

Wie aber passen dazu die Pisa-Ergebnisse? Was hat all das mit den Schulfächern Lesen, Mathematik und Naturwissenschaften zu tun? Waldorfschüler liegen bei Mathematik und Lesen im Durchschnitt, zeigen aber höhere „motivatorische“ Werte, sprich: Sie sind interessierter als Schüler in öffentlichen Schulen und sind freudiger und positiver gegenüber dem Lernen eingestellt. Wirklich stark sind die Ergebnisse beim „Erkennen naturwissenschaftlicher Frage-



Wider das Klischee: Waldorf-Turnunterricht statt Tanzstudio. Sabine Trierenberg beim Parcours mit der vierten Klasse



Praktisch-künstlerisches Arbeiten soll sich mit kognitivem Lernen abwechseln: die zwölfte Klasse beim Malen

Wie Privatschulen gefördert werden

Ein Zehntel der mehr als 6000 Schulen in Österreich sind Privatschulen mit Öffentlichkeitsrecht. Etwa 70 Prozent davon werden von konfessionellen Trägern betrieben (hauptsächlich katholische Schulen), 30 Prozent von nichtkonfessionellen Vereinen oder Privatpersonen (überwiegend Waldorfschulen).

Konfessionelle Schulen haben einen Vorteil: Laut Privatschulgesetz kommt der Bund für den Personalaufwand auf. Das sind mehr als 80 Prozent der Gesamtkosten. Derzeit bekommen öffentliche und konfessionelle Privatschulen in Österreich rund 7300 Euro pro Kind. Für die freien Schulen gibt es Zuschüsse von 750 Euro pro Kind.

Eine Verfassungsklage könnte nun dazu führen, dass dieses Gesetz aufgehoben wird. Dann wäre der Weg frei für ein Modell wie in den Niederlanden, wo zwei Drittel aller Schulen in privater Trägerschaft, aber finanziell gleichberechtigt sind. Der Staat gibt Ziele und Rahmenbedingungen vor.

Oder das Modell

Finnland: Im Pisa-Vorzeigeland gibt es ausgezeichnete öffentliche Schulen. Nebenbei existieren in Finnland voll finanzierte Waldorfschulen

Im Namen des Klischees: Werkstücke statt Schularbeiten. Die achte Klasse baut platonische Körper aus Karton

stellungen" und beim „Heranziehen naturwissenschaftlicher Beweise“, sodass die Pisa-Forscher auf eine „vorbildliche Unterrichtspraxis“ schließen.

„Wir machen viele Experimente in Chemie und Physik, die wir beschreiben müssen“, erzählt Daria Sturm, 15, aus dem Unterricht. „Zuletzt haben wir uns einen Motor genauer angeschaut, das habe ich sehr spannend gefunden.“

Das alles ist Waldorf: Chemielabor, Gartenbau, Erdäpfel setzen, Tiere stricken, Wald aufforsten und gemeinsam Theaterstücke inszenieren. Der deutsche Neurobiologe Gerald Hüther bezeichnete die „angeborene Lust am Entdecken und am gemeinsamen Gestalten“ als wichtigste Voraussetzung für das Lernen: „Eine der bemerkenswertesten Erkenntnisse aus der Hirnforschung ist, dass das Hirn nicht funktioniert wie ein Muskel, den man trainiert. Damit etwas langfristig im Hirn verankert werden kann, muss es unter die Haut gehen“, so Hüther.

In Rudolf Steiners Theorie der sozialen Dreigliederung geht es genau darum – um das Erlebnis auf drei Ebenen: Körper, Seele, Geist. Der Unterrichts selbst ist darauf abgestimmt: Kognitiven Unterrichtsteilen folgen praktische Elemente, 50-Minuten-Einheiten gibt es nicht. Im „Hauptunterricht“, der in der Unter- und Mittelstufe von einem einzigen Lehrer täglich von acht bis zehn Uhr gestaltet wird, wird epochenwei-

se gearbeitet: einige Wochen Mathematik, Formenzeichnen, Schreiben, aufbauend und wiederholend durch das Schuljahr. Schulbücher gibt es nicht, die Kinder gestalten ihr eigenes Epochenheft, beginnend mit dicken Wachsmalblöcken, dann Buntstiften, über die Gänsefeder bis zur Füllfeder. Die Hefte sind wie Werkstücke und das Ergebnis dessen, was sie das Jahr über erleben. Später finden sich in den Heften Geschichten und Reisebeschreibungen, Notizen, Aufsätze und Skizzen.

„Ich habe mir am Anfang schwergetan, ganz ohne Bücher auszukommen, an denen man sich festhalten kann“, erzählt Daria, die nach der ersten Klasse Gymnasium an die Schule gewechselt ist und jetzt in die zehnte Klasse geht, „du musst dir wirklich alles selbst erarbeiten, aber dafür kennst du dich richtig gut aus nachher.“

In der dritten Klasse übt Klassenlehrerin Christine Bolleter gerade die Grundrechenarten. Sie fragt nicht: Was ist 5 mal 5, sondern: „Was ist 25?“ „26 minus 1“ oder „20 plus 5“ oder „5 mal 5“ – die Lösungen sind vielfältig. „Ich will, dass die Kinder merken, dass sie selbst etwas entdecken können, anstatt eine einzige Lösung abzufragen“, sagt sie. Der Unterrichtsstoff ist dafür nur Mittel zum Zweck.

Noten gibt es keine. Dafür ein ausführliches schriftliches Zeugnis, das über mehrere Seiten die Entwicklung und den Schulfortschritt des Kindes beschreibt. „Wir haben den Anspruch, alle mitzunehmen, und

es macht nichts, wenn einem Kind erst ein paar Monate später der Knopf aufgeht“, sagt Bolleter. Dass viele Kinder erst in der vierten Klasse flüssig lesen und richtig schreiben, ist für manche Eltern schwer auszuhalten.

Ab der ersten Klasse werden zwei Fremdsprachen (in Wien Englisch und Russisch) unterrichtet: Steiner war überzeugt, dass Kinder Fremdsprachen wie ihre Muttersprache lernen sollten, also hörend, sprechend, singend, noch völlig ohne Grammatik. „Kinder sollen merken, dass dasselbe Ding wie etwa ‚Baum‘ auch gleichzeitig ‚tree‘ oder ‚arbre‘ sein kann“, erklärt Tobias Richter, der ein 700-Seiten-Standardwerk über den Waldorf-Lehrplan verfasst hat, der immer wieder neu bewertet und überarbeitet wird. Mittlerweile verwenden viele der 1000 Schulen weltweit auch interaktive Tools, um Unterrichtserfahrungen auszutauschen.

Waldorfschulen sind Gesamtschulen, und der Anspruch, niemanden auf dem Weg zurückzulassen, führt zu einem großen Zusammenhalt der Schul- und Klassengemeinschaft, oft auch über die Schulzeit hinaus. Viele Klassen sind feste Freundeskreise geblieben, viele kehren mit den eigenen Kindern an die Schule zurück, die meisten in großer Loyalität. Wie etwa Sabine Trierenberg, die ihr eigenes Tanzstudio leitete, um jetzt Turnen und Tanz zu unterrichten: „Die Schule hat mir Mut gemacht, Dinge einfach anzugehen und mein eigenes Studio zu gründen, ich habe das Gefühl, dass ich jetzt was zurückgeben kann“, sagt sie.

Auch Grischka Voss, Tochter des verstorbenen Burgschauspielers Gert Voss, setzt sich für „ihre“ Schule ein: In einer öffentlichen Versteigerung hat sie den Nachlass ihres Vaters zugunsten der Schule unter den Hammer gebracht, um einen Beitrag für den Neubau der mittlerweile baufälligen Volksschule zu ermöglichen, ein großer Sportplatz soll allen Schulen der Umgebung zugutekommen. Waldorfschulen bekommen kaum öffentliche Gelder, ihre Lehrer werden – im Gegensatz zu katholischen Privatschulen etwa – nicht vom Staat finanziert.

Die Rudolf-Steiner-Schule in Mauer ist gerade dabei, den dringend notwendigen Neubau des Gebäudes der Unterstufe in der Endresstraße 113 selbst finanziell zu stemmen: mit Initiativen wie jener von Voss etwa, Kunstauktionen von Lies Maculan, Marija Mandic, Tomak, Julian Khol, Karl Korab sowie anderen privaten Spendern. Denn eines bleibt meist unerwähnt: Alle österreichischen Waldorfschulen leiden an chronischer Unterfinanzierung (siehe Marginalspalte). Es bedarf des Engagements von Lehrern, die neben dem Unterricht auch unbezahlt Reisen organisieren und Theaterstücke proben, und Zeit. Auch die Eltern, die pro Kind – je nach Einkommen – 50 bis 500 Euro zahlen, Hort, Mittagessen oder Instrumentalunterricht noch nicht eingerechnet, müssen eine große Portion Enthusiasmus mitbringen. Die Rudolf-Steiner-Schule ist also beileibe keine Schule der Reichen, wie das Florian Klenk in seinem Kommentar („Der Staat soll seine Schulen fördern, nicht die der Reichen“, Falter 45/16) unterstellt.

Durch die sozial gestaffelten Schulgelder ist die Schule sozioökonomisch breit aufgestellt, das Einzugsgebiet ist groß. Es stimmt, dass hier Leute aufeinandertreffen, die als „bildungsnah“ gelten und Motivation mitbringen – man muss von der Sache überzeugt sein, um die Waldorf-Normalität, die Elternabende, das Keksebacken, das Adventkranzbinden und das Zwergelitzen viele Jahre hindurch zu überstehen.

